

Selbstporträt

Franken liegt nicht am Meer, das wissen wir. Franken erscheint als eine eher geistferne Gegend: das Kleinräumige im Verbund mit dem Kleinkarierten. Das Sagen hatten hier schon immer die Mächtigen, und das waren beileibe keine starken Köpfe. Sie hatten nur den eigenen Vorteil im Sinn. Hat es also Franken je gegeben? Selbst dem "Fränkischen Reichskreis" fehlte jegliches Selbstbewußtsein und Gemeinschaftsgefühl. In Franken war man immer heillos zersplittert und zerstritten. Einigkeit herrschte höchstens in der Abgrenzung vom Anderen, vor allem von Bayern, und im Aufgehen im großen Reich und im deutschen Volk. Vielleicht ist Franken ja überhaupt nur ein Phantom...

Hier also begann ich vor fünfzehn Jahren zu schreiben: Mundartliteratur, wie naheliegend. Einem Gegenstand wie dem Aischgrund, meiner Heimatregion, wird man mit den Mitteln des Hochdeutschen ja niemals wirklich gerecht. Von daher erschien mir mein Kindheits-Dialekt als das von Haus aus geeignetste Medium der Spurensicherung und Selbstaustattung. Ich schätze seinen Wortschatz und seine Klangfülle, seine Lebensnähe und Hautwärme. Schreiben bedeutet für mich immer auch Vertrautheit und Verbundenheit zu gewinnen. Es freut mich, wenn beim geduldigen Entziffern der Gedichte der eine oder andere Groschen fällt.

Was ich will, das ist Dialektpoesie mit literarischem Anspruch. Texte, die von weit herkommen und hoch hinaus wollen. Texte, die sich selbst befragen und ironisch belächeln. Texte mit geschichtlichem Atem und sprachlichem Schwung, lautlich authentisch, aber klanglich aufgeladen und rhythmisch geballt. Texte mit Tiefenschärfe und Stimmenvielfalt, mit archaischer und jargontriefender Sprachgebung. Geistreiche Wortkunst mit Bodenhaftung. Texte, die zeigen, was eine Schaufel ist und wo der Besen steht.

Das meiste, was uns gemeinhin als "Mundart" in so unerträglich niveaulosen "Versli" und "Liedle" und "Stickle" vorgeführt und untergejubelt wird, ist ja nichts weiter als "Gschmarri". Maulfertige, auf platte Pointen schielende Sprücheklopferi, formfaule Kurzstreckenwitzle für billige Auflacher, oder schlichtweg Nostalgie nach Schema F: Mundart zum Abwinken. Damit wird das gängige Vorurteil Dialekttexten gegenüber immer wieder neu bestätigt: Sie kommen mit dem Etikett Kunst daher, sind aber bloß aufgeschnappte Sprüche und Brocken ohne Tiefgang. Das Bild vom Mundart sprecher als unterbelichtetem Hinterwäldler wird damit beständig weitergetragen und verstärkt. So wird die Mundart nicht ernst genommen, so wird mit ihr nichts Neues und Eigenes geschaffen, so fügt man ihr - ausgerechnet in und mit der Mundart - bleibenden Schaden zu. Auf die Dumpfbacken, die Dialekt sprechen, schaut man insgeheim herab - und zockt sie ab. Das hat keiner verdient, weder der Dialekt noch das Publikum.

Mein literarisches Franken verstehe ich als ein Kraftfeld von Geschichten, Träumen und Spielformen. Aus diesem Grunde schrieb ich Anverwandlungen hochdeutscher, englischer und amerikanischer Gedichte und Rocksongs: Auch dies zeigt, wo einer herkommt und hinwill, in welchen Traditionen die Mundart als Literatursprache sich heute bewegt.

Deshalb die fränkischen Dramen **Gfärbda Spoozn** und **Fleischia Stiggle** im Rahmen

des Theater-Projektes **Schellhammer** am Theater Erlangen. Deshalb die Zusammenarbeit mit dem Musiker Ralf Bauer (CD **Frankn lichd nedd am Meer und mehr und mehr**, ars vivendi verlag Cadolzburg, 1997) und dem Tenor Reiner Geißdörfer (CD **Komm süßer Tod**, ars vivendi verlag Cadolzburg, 2001). In Zukunft sollen auch vermehrt hochdeutsche Erzählungen mit regionalem und dialektalem Einschlag entstehen, um das Spektrum zu erweitern, ohne die eigene Herkunft preiszugeben. Schließlich verstehe ich mich auch als Mundschenk eines bestimmten Landstrichs und Menschenschlages.

Zuerst erschienen in der Abendzeitung Nürnberg, 17.10.1997

*Abgedruckt in Dieter Stoll (Hrsg.), Selbstporträt. Literatur in Franken
ars vivendi verlag Cadolzburg, 1999*